

letzte Station seines jungen Lebens. Die Sterbeurkunde wurde von der „Polizei-Direction Bremen“ ausgefertigt, und gleichzeitig wurden 44 Gulden eingefordert für „Cur-, Verpflegungs- und Beerdigungskosten aus dem Vermögen des Verstorbenen, event. dem seiner Erben“. Der Nachlaß des Verstorbenen wurde mit Verzeichnis den Erben zur Verfügung gestellt.

Ein Blick noch auf Handwerkerschriftstücke zu Anfang unseres 20. Jahrhunderts. Allgemein bekannt sein dürfte der jahrzehntlang ausgestellte Meisterbrief, von den Handwerkskammern verliehen. Die um den Alt- und Jungmeister versammelte Personengruppe gefällt durch ihre Klarheit und Aussagekraft. Demgegenüber wirkt der Meisterbrief unserer Tage, nur im Ornamentlettern-Drucksatz gestaltet, sehr bescheiden und nüchtern.

Eine originelle, heitere, berufsinterne Urkunde, basierend auf dem alten Buchdruckerbrauch, stellt der „Gautsch-Brief“ für einen jungen Laupheimer Vertreter der Gutenbergschen Kunst dar. Hier wird dem „Schwarzkünstler“ anno 1924 bestätigt, daß an ihm die „Wassertaufe“ durch seine älteren Berufskollegen vollzogen wurde als spürbarer Übergang vom Lehrling zum Gesellen.

Der alte Grundsatz „Handwerk hat Goldenen Boden“, wie er aus alten Dokumenten herausleuchtet, hat wohl auch heute noch Gültigkeit. Allerdings muß er mehr von der fachlich-technischen Seite her als von der materiellen gedeutet werden, in einer Zeit, da der industrielle Großbetrieb sich längst gegenüber dem handwerklichen Mittel- und Klein-



betrieb breit gemacht hat, handwerkliches Brauchtum weitgehend schon der Geschichte angehört und von dem sich die junge, heutige Handwerkergeneration weitgehend gelöst hat.

Der Volkskundler Michael R. Buck

Von Prof. Dr. Karlheinz Schaaf, Weingarten

Wenige Wochen nach dem Tod Michael R. Bucks erschien in der damals renommierten Fachzeitschrift „Alemannia“ ein Nachruf auf den Verstorbenen. Er stammte von dem Germanisten und Volkskundler Anton Birlinger, dem Herausgeber dieses wissenschaftlichen Periodikums. Birlinger kannte Buck seit den gemeinsam verbrachten Tübinger Studentenjahren und war mit ihm zeitlebens freundschaftlich – bisweilen auch in kritischer Auseinandersetzung – verbunden. Der Nachruf ist demnach mehr als eine wohlfeile Pietätsgeste. Da heißt es u. a.: „Bucks ganzes Leben war nur eine Kette von Arbeiten. Was Zeit er seinem Beruf abgeben konnte, verwendete er auf Volkskunde, Sprachforschung, und zwar nach streng wissenschaftlicher Methode. Und wenn er auch einmal dagegen verstieß, so war nur die Überfülle des gesammelten Stoffes, der sich vor ihm

auftürmte, schuld . . . Buck wird mit jedem Jahre mehr Anerkennung in der Gelehrten Welt finden.“

Das Zitat ist für mich in zweifacher Hinsicht aufschlußreich. Zum einen gilt noch immer, was Birlinger zu den wissenschaftlichen Leistungen und dem Eifer des oberschwäbischen Arztes und Forschers sagte. Aber die Vorausdeutung traf nicht oder höchstens bedingt ein. Michael R. Buck hat vor allem Anerkennung als Dialektdichter erfahren, dessen „Bagenga“ sich durch sprachliche Feinfühligkeit, Originalität und poetische Qualität auszeichnen. Den Volkskundler Buck beachtete und beachtet man daneben viel zu wenig.

Zum andern steht der Hinweis auf die zunehmende Wertschätzung durch die Gelehrtenwelt in gewissem Widerspruch zu der Absicht, die Buck mit seinen Veröffentlichungen verfolgte. Er wollte nämlich nicht allein Fachleute ansprechen. Zu seiner Zielgruppe gehörten auch „gebildete Bürger“, wie

er sie nannte, eben – ohne Ansehen der sozialen Schicht – alle, die sich für Volkskultur interessierten. Als Beleg dafür zitiere ich eine Passage aus einem Brief Friedrich Theodor Vischers. Buck hatte das Manuskript des „Oberdeutschen Flurnamenbuchs“ abgeschlossen, war jedoch unschlüssig, welchen Titel er der Arbeit geben sollte. Deshalb bat er den Stuttgarter Gelehrten um Rat und Vorschläge. Vischer gab in der für ihn bezeichnenden Weise Bescheid: „... es will mir nichts Rechtes einfallen; was mir gleich in Sinn kam und an was ich herumprobiere, das ist humoristisch und Humor auf dem Titel geht doch kaum bei einer wissenschaftlichen Studie –: Flurschütz! Z. B. ‚Der denkende Flurschütz. Ein Geleitsmann für Freunde der Namenforschung. Von ...‘ Im Vorwort dann eine humoristische Wendung – ‚er schießt nur auf Namen‘ etc. Aber, um das ‚Oberdeutsch‘ hineinzubringen: Der oberdeutsche Flurschütz (oder ohne Artikel: Oberdeutscher Flurschütz etc.). Um das Wandern beizubehalten, etwa auch: ein Geleitsmann für wandernde Etymologen. Da mir doch die Skrupel gegen Humor nicht aus dem Kopf wollen, so möchte ich immer wieder für Ihre Form stimmen: Oberdeutsches Flurnamenbuch; allein etwas Lebendiges möchte man immer dazu, u. das liegt in Ihrem ‚Geleitsmann‘; jedoch mir scheint, ‚Geleitsmann‘ könne man nicht gut zu ‚Buch‘ setzen, u. dieses Bedenken wirft mich immer wieder auf den Flurschützen zurück.

Grüble ich noch länger, so verspätet sich meine Antwort immer mehr, u. so bleibt mir nichts, als Ihnen meinen Flurschützen zum weiteren Überdenken, Zustutzen, Sieden oder Braten zugehen zu lassen ...“ Buck notierte dann auf der Rückseite dieses Briefes:

Oberdeutsches Flurnamenbuch
ein
Nimm-Mich-Mit
für
gebildete Wanderer
von Dr. M. R. Buck

Ein gutes Jahrzehnt vor dem Briefwechsel mit F. Th. Vischer hatte Buck die gleiche Intention formuliert. Im Vorwort zu dem Buch „Der Bussen und seine Umgebung“ (1868) schrieb er: „zum Gebrauche der Besucher unseres Berges und zur Belehrung für seine Umwohner ...“.

Auf der Hintergrundfolie solcher Belege (sie ließen sich erweitern) dürfte deutlich geworden sein, wie wir den Volkskundler Michael R. Buck einschätzen sollen. Als einen, der neben seinem Beruf die oberschwäbische Volkskultur wissenschaftlich erforscht; aber auch als einen, der – durch seine beruflichen Erfahrungen motiviert – die Ergebnisse der Forschung möglichst vielen Interessenten vermitteln wollte. Ich kann und will also mit diesem

Beitrag keine fachorientierte Denkmalspflege betreiben. Es geht mir darum, der Eigenart des Volkskundlers Michael R. Buck gerecht zu werden. Damit verbinde ich den Versuch, aufzuzeigen, in welchem Maß seine Forschungsmethoden heute noch aktuell sein können.

I

Zu Bucks Lebzeiten waren die Spannungen zwischen Unter- und Oberländern immer noch spürbar. Das Königreich Württemberg bildete im Selbstverständnis der regionalbewußten Bevölkerung keineswegs jene Einheit, die landespolitisch programmiert worden war. Dazu kommt, daß die Lage der Universität Tübingen bei der Kulturforschung eine besondere Rolle spielte. Die Fachgelehrten wandten sich – verstehbarerweise – dem Nahen und Nächsten zu. Deshalb blieb die Region zwischen der oberen Donau und dem Bodensee weithin außerhalb des Interesses. Buck kannte und erkannte dieses Manko. Es war für ihn sicher auch ein Grund, die Erforschung oberschwäbischer Volkskultur anzugehen und voranzutreiben. Von seinem Ertinger Jugendfreund Franz Binder, dem Redakteur der „Historisch-politischen Blätter“ in München, wurde er darin bestätigt. Damals war die Beschreibung des Königreichs Württemberg, herausgegeben vom statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart, erschienen. Binder monierte die „Lückenhaftigkeit“, die er beim Lesen des Kapitels über den schwäbischen Volkscharakter festgestellt hatte. Er schrieb an Buck: „... am kürzesten ist dabei Oberschwaben weggekommen, aus dem einfachen Grund, weil diese Altwürttemberger es nicht genau kennen. Da habe ich an Dich gedacht; Du solltest einmal eine verlässlichere Charakteristik von Oberschwaben schreiben und etwa nach Stuttgart für eine dortige Zeitschrift einsenden. Die Oberschwaben müssen sich selber rühren, wenn sie vor den Unterländern zur Geltung und Ehren kommen wollen; sie sind immer noch wie ein Anhängsel betrachtet, während doch hier der schwäbische Grundstock ist. Auch der Dialekt ist in Oberschwaben (im Donaustich) reiner und ächter als im Neckarkreis; das gesteht auch A. v. Keller zu in der mageren und trockenen Skizze, die er in dem erwähnten Werk über die Mundart entwirft.“ Franz Binder wußte, warum er seinen „alten Freund“ zu dieser notwendigen Arbeit anregte, ja aufforderte. Er kannte den Sammelband „Volksthümliches aus Schwaben“, den Buck gemeinsam mit Anton Birlinger herausgebracht hatte. Der Brief, aus dem ich eben zitierte, stammt vom 26. März 1865. Im Herbst des gleichen Jahres erschien das Büchlein „Medicinisher Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Dr. M. R. Buck“ (Ravensburg. Verlag der Dorn'schen Buchhandlung). Es

enthielt Bucks ersten selbständigen Beitrag zur Erforschung oberschwäbischer Traditionen. Aufschlußreich für uns ist, daß er die Belege und Materialien zum weitaus größten Teil bei den Fahrten zu seinen Patienten gesammelt hat. Geschickt angelegte Gespräche mit den Kranken und deren Angehörigen bildeten eine außerordentlich günstige Voraussetzung dafür. Buck praktizierte also die Methode der Feldforschung, die man auch heute noch bei volkskundlichen bzw. kulturwissenschaftlichen Untersuchungen anwendet. Ihre Ergiebigkeit ist unbestritten. Auf diese Weise kam die instruktive Darstellung von „Volks glauben und Volksaberglauben“ zustande. Das Erhebungsgebiet deckt sich mit den Einzugsbereichen der Buckschen Arztpraxis. Es sei nur erinnert an Munderkingen, Königseggwald, Hohentengen, Altshausen, Aulendorf und schließlich Ehingen/Donau.

Neben der Forschungsmethode verdient Beachtung, daß Buck die traditionsgebundenen Verhaltensweisen und Formen (z. B. „Die Heiler und Heilmittel“, „Sympathie“, „Hausapotheke“ usw.) vor den Hintergrund einer skizzenhaften „Charakteristik“ oberschwäbischer Lebensart und Besonderheit stellt. Er bemüht sich demnach, Volkskultur als Einheit zu erfassen und zu beschreiben. Für ihn besteht ein fundamentaler Zusammenhang zwischen den Überlieferungen unterschiedlicher Sinnrichtung und Ausdrucksqualität. Auch dieser Forschungsansatz hat bis in unsere Tage seine Gültigkeit behalten.

Dabei ist allerdings zu bedenken: wir haben es hier mit dem Erkenntnisinteresse eines „nebenberuflichen“ Wissenschaftlers zu tun, der – wie die Fachgelehrten – die Wirkungen geistes- und kulturpolitischer Strömungen erfahren hat. So spielt etwa in den einleitenden Kapiteln „Abstammung, Mundart, Körper und Geist, Feldbau, Thierzucht, Speis und Trank“ . . . die oben angedeutete Spannung „Unterland – Oberland“ eine nicht zu übersehende Rolle. Buck wollte ja die Eigenart und das Selbstverständnis seiner Landsleute im engeren Sinn kennzeichnen. Ein bewußt länger gehaltenes Zitat mag dies belegen. Es stammt aus dem Kapitel „Körper und Geist“.

„In Übereinstimmung mit den Mundartgürteln gruppieren sich die Schwaben auch nach körperlicher Eigenthümlichkeit. Während die Niederschwaben schlanke, hagere, im Vergleich mit den Oberschwaben fast wadenlose Leute sind, die eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer in Ertragung der Nöthen des Lebens vor den Oberschwaben voraus haben, ist dieser durchschnittlich größer, breiter, muskulöser, zum Belebwerden geneigt. Der Oberschwabe entwickelt im Heben von Lasten (lupfen), im Tragen auf der Schulter und im Raufen eine Kraft und Gewandtheit, welche ihn vor seinem Unterländer Stammesgenossen wesentlich auszeichnet. Es ist

nicht zu verwerfen, daß der Unterländer diese körperliche Überlegenheit des Oberländers dessen fleischreicher Nahrung zuschreibt, denn besonders im mittleren Oberschwaben geht das Fleischessen in's Immense . . . Am meisten Fleisch und Speck wird in der Gegend um den Bussen vertilgt, weßhalb die reisenden Handwerksburschen jenen Berg nicht ohne Witz den Speckbuckel nennen, um welchen für Leute ihres Gelichters gut herum zu reisen sei. . . . Indessen hat das Fleischessen auch dort erst seit Mannsgedenken so stark zugenommen, da vor fünfzig, sechzig Jahren bei der damals üblichen Waidwirtschaft die Erzeugung so vielen Fleisches, wegen mangelnder Mastung, nicht möglich war. Jetzt ist an die Stelle der alten Waidwirtschaft ein rationeller Betrieb der Landwirtschaft getreten, und ist durch die guten Zeiten, das Aufhören der Lehnbarkeit, durch den gesteigerten Fleiß der Leute durchgängig eine Wohlhabenheit eingetreten, daß auch der ärmste Käffler jährlich sein Schwein schlachten kann.“

. . . „Was den Charakter der Oberschwaben anbelangt, so zeichnet er sich durch eine gewisse Noblesse, durch aristokratische Färbung, durch derbe Offenheit, ein gewisses zähes Festhalten am Althergebrachten, durch ein sehr empfindliches Rechts- und Ehrgefühl aus.“

Es wundert nicht, daß der Kontrast „Niederschwaben – Oberschwaben“ auch das Grundmuster für den Beitrag „Speis und Trank“ abgibt. Ich möchte hier auf entsprechende Belege verzichten. Stattdessen zitiere ich die Darstellung oberschwäbischer EB-Traditionen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. „Um den Bussen, wo man auf Schmalz sehr viel hält, wird in nachstehender Weise gespeist; Frühstück: ein Pfanne voll schwáz mues, hábermues, mit einer Schichte flüssigen Schmalzes oder grube übergossen, dazu wird Sauerkraut aus der Stande gegessen. Hierauf folgt eine Suppe, oder Milch und Brod, oder Kaffee, oder auch alles zusammen. Zum ‚Neunebrod‘ werden im Sommer Milch und Brod oder Weißbier, Rettig, Kukumern und Brod genossen, ferner Milch und Erdäpfel ‚in den Hosen‘. Über Mittag kommt mit Ausnahme der Fasttage, Jahr aus Jahr ein, alle Tage grün oder dige Fleisch mit krout im Winter, mit sallát (Gartensalat) im Sommer auf den Tisch. Dazu ißt man knepfle, auch spetzle genannt . . .“. Die verschiedentlich erwähnte Kontrasttechnik läßt erkennen, daß sich Buck an der Maxime seines Freundes Franz Binder orientierte: „Die Oberschwaben müssen sich selber rühren, wenn sie vor den Unterländern zur Geltung und Ehren kommen wollen.“ Dies schließt jedoch kritische Anmerkungen und Stellungnahmen nicht aus. In dem Band, von dem hier die Rede ist, formuliert immer wieder der „Arzt“ M. R. Buck, was er von bestimmten volkstümlichen Verhaltens-

weisen denkt. „Ohne Zweifel verursacht die große Anzahl von Geburten die hohe Zahl der Sterbefälle in Schwaben, da bei der besonders in Oberschwaben auffallend großen Kindersterblichkeit die hohen Ziffern der Statistik der Kindersterblichkeit zuzuschreiben sind. Ursache derselben ist die unzweckmäßige, naturwidrige, künstliche Auffütterung der Kinder, da fast in ganz Oberschwaben die Unsitte herrscht, den Neugeborenen die Muttermilch zu versagen. Wo die alten Hebammen, welche die Haupturheberinnen dieser mörderischen Kinderernährung sind, den Wahn hergenommen haben, daß die Weiber, welche ihre Kinder selbst stillen, an der Schwindsucht zu Grunde gehen und vor der Zeit „de lack“ lassen, d. h. häßlich werden, ist mir unbekannt . . . Wenn dieser menschenmörderischen Dummheit nicht von der Kanzel herab Einhalt getan wird, werden alle Bemühungen der Sanitätsbehörden rein umsonst und ihre Verordnungen in alle Ewigkeit nur auf dem Papier stehen . . . Unser Volk läßt sich in seiner Hartköpfigkeit höchstens durch den Machtspruch der Geistlichkeit von einmal angenommenen Meinungen abbringen.“

II

1861 erschien bei der Herder'schen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau, der erste Teil des zweibändigen Werkes „Volksthümliches aus Schwaben“. Das Titelblatt präzisiert, worum es hier geht: „Sagen, Märchen, Volksaberglauben. — Gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Birlinger und Dr. M. R. Buck“. Die beiden Volkskundler kennzeichnen im Vorwort ihre Absicht. Sie entspricht dem Erkenntnisinteresse, das für kulturwissenschaftliche Arbeiten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgebend war. Unschwer sind die Nachwirkungen aus der hoch- und spätrömantischen Epoche zu erkennen. Die Maxime hieß: Bewahren und Festhalten jener Überlieferungsgüter, die mit dem Aufkommen des technischen Zeitalters verloren zu gehen drohten. „Der Beruf . . ., die innige Beziehung, in der wir durch unsere Geburt zum Volke stehen, das langjährige Studium einschlägiger Disciplinen gaben uns Mittel und Wege an die Hand, Vieles der unvermeidlichen Vergessenheit zu entreißen, was mit Rieseneile unwiederbringlich verloren gehen will. Vor dem Tageslicht der modernen Bildung sinkt das Uralte in den geheimnißvollen Schooß der Erde. Der Telegraph und die Tarnkappe vertragen sich nicht mit einander.“ Diese Einstellung zur Volkskultur scheint lediglich für die Wissenschaftsgeschichte relevant zu sein. Aber wir verdanken ihr eine der bedeutsamsten Sammlungen von schwäbischen Sagen und Märchen. Aktuell ist darüber hinaus die Erhebungs- und Darstellungsmethode, die Birlinger und Buck im Vorwort charakterisieren. „Überdies glauben wir es unserem Volksstamme

schuldig zu sein, dem Kulturhistoriker und dem Sprach- und Mythenforscher Denkmäler aus dessen Leben zur Würdigung zu übergeben, verhehlen es uns aber freilich auch nicht, daß wir eben damit die Verpflichtung übernommen haben, Alles, was wir aus dem Volksmunde gehört, spliternackt so wiederzugeben, wie wir es gehört, damit der Inhalt unseres Buches der unverfälschte Ausdruck seiner Tradition sei, soweit wir ihrer habhaft werden konnten.“ Ohne Überinterpretation läßt sich aus der Äußerung ableiten, daß Birlinger und Buck die Sagen, Legenden und Märchen in konkreten Erzählsituationen hörten und sammelten. Heute nennt man dieses Verfahren „teilnehmende Beobachtung“.

Untersucht man die Texte, so zeigt sich: die Primärkennzeichen und der Duktus volkstümlichen Erzählens blieben bei der schriftlichen Fixierung weithin erhalten. Aber so „spliternackt“, d. h. unverändert, wie es das Vorwort ankündigt, sind sie dann doch nicht wiedergegeben worden. Dafür ein Beispiel.

„Nächtlicher Reiter mit dem Wetterhut. Ertingen. Einmal fuhr ein Urnähe mit seinem Weib von Marienberg zurück, wohin er eine Tochter in das Kloster gebracht hatte. Da ritt über Stock und Stein die lange Nacht hindurch ein gespenstiger Reiter neben ihm über dem Straßengraben daher. Bald war er weit hinter dem Urnähe, bald weit vor ihm. Er trug etwas unter dem Arm, was die Urnähe für seinen Kopf hielt; der Urnähe aber sah deutlich, daß er einen breiten Hut auf dem Kopf trug. So oft er an dem Wägelein des ‚Nähne‘ vorbeiritt, fing er unbändig zu lachen an, und unter dem Wetterhut glühten ein Paar Augen wie Feuerkohlen. Erst bei dem Bildstöckle unweit Huldstetten blieb der entsetzliche, riesengroße Reiter zurück und sprengte seitab in's Teutschbuch. Der ‚Nähne‘, der dies erzählt, meinte, es werde der ‚Schimmelreiter‘ oder gar der ‚Deixel‘ selbst gewesen sein.“

Der volkstümlichen Sagentradition entspricht, daß sich der Erzähler auf eine „Autoritätsfigur“, den Urnähe, beruft. Damit wird der Anspruch auf Glaubwürdigkeit bis zu einem gewissen Grad eingelöst. Dazu gehören auch die prägnanten Ortsangaben. Aber M. R. Buck — aus seiner Sammlung stammt der Text — hat die mündlich vorgetragene Fassung verändert, indem er an Stelle des Perfekts das einheitssprachliche Erzähltempus, das Imperfekt, verwendet. Es mag sein, daß er sich bewußt oder unbewußt an der Schreibkonvention orientierte, die durch die Sagensammlung der Brüder Grimm weithin als Vorbild galt. Trotzdem hat Buck mit seinen Texten einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung oberschwäbischer Erzähltradition geleistet. Das heißt, er hat die breite Grundlage für die Arbeiten vieler Fachwissenschaftler geschaffen.

III

Es hieß Eulen nach Ertingen oder ganz allgemein ins Oberland tragen, wollte ich den Namenforscher Michael R. Buck mit einem ausführlichen Beitrag vorstellen und würdigen. Bereits die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichten Aufsätze machen ihn als unbestrittene Autorität auf diesem wissenschaftlichen Terrain erkennbar. 1880 erschien sein „Oberdeutsches Flurnamenbuch, ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde der deutschen Sprach- und Kulturgeschichte, namentlich auch für gebildete Forst- und Landwirthe“ (die 2. verbesserte Auflage wurde übrigens erst 1931 von Fritz Seuffer in Bayreuth herausgegeben). Neben seinen Studien zu schwäbischen und alemannischen Forschungsfeldern beschäftigte er sich auch sehr intensiv mit romanischen Benennungstraditionen und ihrer Problematik. Wichtige Ergebnisse konnte er in der Zeitschrift *Alemannia* (12. Band) unter dem Titel „Rätische Ortsnamen“ publizieren. In diesem Beitrag, den auch namhafte Romanisten hoch einschätzten, äußert er sich zu seiner Methode: „Die rätischen Ortsnamen müßten daher . . . stets an der Hand der Grammatik der rätoromanischen Mundarten (im weiteren Sinne) untersucht und so in ihre ursprüngliche Form zurückgebracht werden. Hierbei kann man selbstredend der urkundlichen Zeugen, der Lesarten dieser Namen in den Diplomatarien nicht entraten. . . . Wo die Urkunden schweigen, müßten wir uns mit der Vergleichung

analoger Formen in den nächstverwandten Idiomen behelfen und aus den Namen der Schwestervölker auf das zu untersuchende Objekt ein Licht zu werfen trachten.“ Diese Methode der Namenforschung hat bis heute Gültigkeit. Bestätigung finden wir in zahlreichen Dissertationen aus der „Tübinger Schule“ Karl Bohnenbergers und Helmut Dölkers. Zur Auswertung von Urkunden und Katasteraufzeichnungen gehört nach dem Buckschen Vorbild immer die Berücksichtigung dialektaler Aussprache.

IV

Der Volkskundler Michael Richard Buck, Arzt und Fachwissenschaftler aus Neigung. Ich habe versucht, dem Mann gerecht zu werden. Wie so oft bei derartigem Unterfangen kommt Annäherung zustande. Aber ich meine aufgezeigt zu haben, daß die Beschäftigung mit oberschwäbischer Volkskultur die Beschäftigung mit den Arbeiten Michael R. Bucks einschließt. Die Voraussetzung dafür ist noch nicht ganz gegeben. Es wäre an der Zeit, die instruktivsten Aufsätze des Ertinger Bauernsohns in einem Sammelband zu veröffentlichen „zum Gebrauche“ der Fachleute und der Oberschwaben.

¹ Dieses und die folgenden Briefzitate verdanke ich der grundlegenden Untersuchung von Rudolf Schenda „Michael Richard Buck“ in: Hermann Bausinger et al. (Hrsg.) „Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg“, Helmut Dölker zum 60. Geburtstag, Tübingen 1964, S. 118ff.

Ludwig Fahrenkrog — eine Zwischenbilanz

Zum 30. Todestag am 27. Oktober 1982

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Der dreißigste Todestag eines heute fast Vergessenen, der zu Lebzeiten so viel galt, daß sogar Straßen nach ihm benannt wurden, darf Anlaß sein, sich seiner Gestalt wieder zu nähern und die Frage zu stellen, ob unsere Nichtachtung nur Folge der Unkenntnis ist, in die wir mittlerweile geraten sind. Die Bilder des Malers Ludwig Fahrenkrog führen heute in privaten Sammlungen ein unkommentiertes Dasein, auch wenn ihre Besitzer ihnen uneingeschränkte Bewunderung entgegenbringen. Seine für die Öffentlichkeit bestimmten Werke sind in ungewöhnlichem Ausmaß den Kriegsfolgen zum Opfer gefallen, und was in Museen und Galerien von ihm überliefert ist, wird manchmal fast schamhaft versteckt. Seine Dichtungen im Gewand eines vom Jugendstil inspirierten Buchschmucks sind verschollen; sein Denken erscheint unzeitgemäß; seine rastlose Gottsuche wirkt heute seltsam verstiegen. Daß

er auch komponiert hat, erfuhr und hörte man erst jüngst bei den in Biberach veranstalteten Gedächtnisfeierlichkeiten.

Über 20 Jahre lebte dieser universal tätige Geist in Biberach, aber die Allgemeinheit weiß nicht mehr viel von ihm, obwohl er unter uns in Kind- und Kindeskindern lebendig ist und obwohl seine Tochter in der Biberacher Memminger Straße sein Erbe in Treue bewahrt. Und es gibt auch auf dreißigjährigem Abstand genug Zeitgenossen, die sich an diesen Mann, seine Erscheinung, sein Atelier noch gut erinnern.

Der dies schreibt, wurde als Siebzehnjähriger einmal aufgefordert, im Fahrenkrog'schen Atelier bei einer häuslichen Taufe am Instrumentenpult mitzuwirken. Diese Taufe vollzog sich ohne Pfarrer und Gebet. Der alte Maler saß als ehrwürdiger Patriarch in der Mitte des mit riesigen mythologischen Gemälden geschmückten Raums, um ihn die zahlreiche Sippe, in der Ecke das bescheidene jugendliche